

Leseprobe aus:  
**Anton Badinger**  
**Zwei unter einem Schirm**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2018







Anton Badinger

ZWEI  
unter einem  
SCHIRM

Roman

Deuticke

Gefördert von der Kulturabteilung der  
Stadt Wien, Literatur, und vom Land Salzburg.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-552-06376-1

© 2018 Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Autorenfoto: [www.corn.at/Deuticke](http://www.corn.at/Deuticke)

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Illustration: Miriam Bröckel

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C014496

Für P.H.



Lüge, die rauswill, bleibt nicht im Mund.  
Blut, das fließen will, bleibt nicht im Körper.  
Mädchen, das fortwill, bleibt nicht im Haus.

*Türkisches Sprichwort*



# I

Lottas Geburtstag war der 20. Dezember. Noch war sie achtundzwanzig Jahre alt. Neununddreißig war ihre Schuhgröße, und die Vierzig hatte sie angekreuzt, weil es ihre Wunschkleidergröße war, auch wenn sie bei H&M gelegentlich zu einer anderen Nummer griff. Ihre Eineinhalbzimmerwohnung lag nicht weit vom Wiener Hauptbahnhof entfernt. Fabergasse 16, Zusatzzahl Tür 5. Wenn sie bei geöffnetem Fenster schlief, sickerten die Geräusche der ein- und ausfahrenden Züge in ihre Träume. Im Schlaf kam sie weit herum. In der Wirklichkeit war sie letzten Sommer immerhin mit Betty in Italien gewesen, doch die Reisen im Traum waren komfortabler. Acht Tage waren sie geblieben, aber die Acht mochte sie nicht, weil diese Ziffer an Problemzonen erinnerte.

Schon immer hatte Lotta ein Händchen für Zahlen gehabt. Das war berufsbedingt. Sie arbeitete in der Buchhaltung eines öffentlichen Energiedienstleisters. Nicht in dem schlanken Turm, der wie ein Denkmal städtischer Effizienz weithin sichtbar in den Himmel ragte, sondern in dem etwas niedrigeren Plattenbau dahinter.

»Für uns Rechensklaven immer noch gut genug«, sagte Haslinger, wenn er gegen halb zehn sein Käsebrot auspackte und zu der im Sonnenlicht aufflammenden Glasfassade hinüberblinzelte. Die prestigeträchtigeren Abteilungen waren sofort in das neue Hauptgebäude übersiedelt, sie waren geblieben. »Wir haben jetzt eindeutig die besseren Aussichten, nicht wahr?« Nur Haslingers Zahnkronen waren billiger als seine Witze.

Lotta tat in solchen Fällen, als würde sie an etwas anderes denken. An den viel zu teuren Sommerschal zum Beispiel, den sie bei Peek & Cloppenburg gesehen hatte und den sie Betty gerne zum Geburtstag schenken würde. Oder an den neuen *Bridget-Jones*-Film, den sie sich gemeinsam ansehen könnten, was sogar inklusive Running Sushi billiger käme. »Und was das Asbest betrifft«, sagte Haslinger mit vollem Mund, »das sind doch nur Gerüchte.«

Schlimmer als Haslinger war nur der schielende Beinsteiner aus der Schadensbuchhaltung. Er hatte ein Auge auf Lotta geworfen. Zum Glück war er noch schüchterner als sie, und wenn er zur Mittagszeit wie ein hungriger Wolf um ihre Koje kreiste, genügte es meist, eine unaufschiebbare Beschäftigung vorzutäuschen. Irgendwann besiegte der knurrende Magen seine Zweitleidenschaft, und er verzog sich unbegleitet in die Kantine.

Lotta wusste, was sie an ihrem Arbeitsplatz störte. Diese mit Jute verkleidete Koje war wie eine Lautsprecherbox, die ein ungesundes Lebensgefühl verstärkte: die Vorstellung, von allem isoliert zu sein, was den Aufenthalt auf diesem Planeten interessant machte – unauffällig im Mittelmaß zu versinken, während sich irgendwo da draußen das *Leben* abspielte. Nein, sie war nicht bereit, die Existenz einer Arbeitsbiene zu fristen. Sie wusste zwar noch nicht, wie man dem enttrinnen konnte, aber sie vermutete sehr stark, dass es mit der Erfahrung der Liebe zusammenhing. Nicht einer Allerweltsromanze aus dem Internet, wie sie den Kolleginnen in der Mittagspause als Gesprächsstoff diente, sondern einer reinen, überirdischen Form der Liebe, die ihr und einem einzigartigen Mann vorbehalten war. »Du bist mein Glückskind«, hatte Oma immer gesagt. Und obwohl sich das Schicksal bislang sträubte, den Nachweis zu erbringen, hatte dieser Ausspruch ihr das unauslöschliche Gefühl eingepflanzt, etwas Besonderes zu sein.

Wenn Lotta den Kopf über die Abtrennung hob und den

Kollegen zusah, wie sie Budgetposten hin und her schoben und Kostentabellen komplettierten, verblüffte sie die Bereitwilligkeit, mit der sie sich ihrem Schicksal unterwarfen. Niemand schien die unsichtbare Uhr ticken zu hören, die sie ihren Renten und Gräbern näher brachte. »Du und deine Luftschlösser«, sagte Betty bei solchen Gelegenheiten. Es half auch nichts, wenn die Freundin ihr einschärfte, dass diese Anstellung ein ausgesprochener Glücksfall sei – bei ihrer Vergangenheit. (*Vorgeschichte* sagte Betty mit Vorliebe, vermutlich weil darin das Wort *Vorstrafe* schon anklang.)

Einmal am Tag ging sie in das Hauptgebäude hinüber, um Dr. Friedrich die aktuellen Zahlen zu bringen. Wenn sie sich mit der Aktenmappe durch die Drehtür schlängelte, betrat sie eine andere Welt. Auch im Hochsommer war es in der Lobby des *Energy Towers* angenehm kühl. Manchmal standen Damen aus der Abteilung *Marketing und Öffentlichkeitsarbeit* vor dem Lift, die sich die Wartezeit vertrieben, indem sie beiläufig über ihre Smartphones wischten. Lotta stellte sich vor, wie sie ein prickelndes Date für den Abend checkten. Vermutlich ein Souper im Garten eines erstklassigen Innenstadtrestaurants, wo die Kellner den Wein nachschenkten, ohne dass man sie extra darum bitten musste. Vermutlich kein Kantinenmenü mit Beinsteiner, der an der Registrierkassa gönnerhaft eine zweite Münze für sie aus der Hosentasche nestelte. Diese Frauen fuhren nicht mit der U-Bahn nach Hause und schon gar nicht mit der Straßenbahn. Sie winkten einfach ein Taxi herbei, das zufällig um die Ecke bog, sobald sie ihren Glasplast verließen.

Im Vorzimmer von Dr. Friedrich saß Patricia, die bei Lottas Ankunft die Lippen kurz in die Breite zog. Lotta war sich nicht sicher, ob dieses Sekundenlächeln als Begrüßung durchging, aber man konnte ihr deswegen nicht böse sein. Patricia sah zu jeder Stunde des Tages aus, als käme sie geradewegs aus einem

Schönheitssalon. Wenn Lotta sich mit ihr im gleichen Raum aufhielt, übertrug sich womöglich ein winziger Teil von Patricia's Glamour auf ihre Existenz, und dafür nahm sie dieses Lächeln gerne in Kauf.

Wenn sie abends Serien sah, in denen smarte Chefsekretärinnen ihre graumelierten Vorgesetzten geschickt um den Finger wickelten, musste sie an Patricia denken. Man munkelte, dass sie eine vorteilhafte Affäre mit Dr. Friedrich hatte, aber wenn sie in sein Büro trippelte und ihm Lottas Mappe auf den Tisch legte, ließen weder er noch sie sich etwas anmerken. Vielleicht war es wie mit dem Asbest – alles nur ein Gerücht.

## 2

Vor zwei Wochen hatte Gülcan Cansel ihren einundzwanzigsten Geburtstag gefeiert. Seither hing ein roter Regenschirm über ihrem Bett, der wie sie aus Malazgirt stammte, das tausend Kilometer weiter östlich lag. Nach der Mittelschule hatte sie die Sonderprüfungen für Deutsch und Englisch mit Auszeichnung abgelegt, und ihr Vater hatte sie zähneknirschend an der Istanbuler Fremdenführerschule angemeldet. Es war Gülcans innigster Wunsch gewesen. Als Volksschulkind hatte sie die jungen Frauen bewundert, die mit hochgehaltenem Regenschirm durch die Gassen der Altstadt stolzierten, gefolgt von einer Herde knipsender Touristen, und diese Eindrücke hatten sich dauerhaft in ihrem Kopf eingenistet. Damals war die Stadt für sie noch ein Labyrinth gewesen, ein Kosmos, so gewaltig und seltsam, dass sich ihr kindliches Bewusstsein keine Vorstellung davon machen konnte. Anderen dieses Wunder zu erschließen schien ihr eine ebenso übermenschliche wie erstrebenswerte Aufgabe.

Der Vater hatte den Regenschirm bei einem Jugendfreund in Auftrag gegeben. Pünktlich und gut verpackt war er am Tag vor ihrem Geburtstag eingetroffen, und noch vor dem Morgengebet hatte der Vater ihn über ihrem Bett aufgespannt. Er war solide gearbeitet, aber andere Töchter wären über ein so schlichtes und altmodisches Geschenk vielleicht enttäuscht gewesen. Gülcan hingegen wusste, was der Schirm ihr sagen wollte: dass man ihren Weg endlich akzeptierte. Auch wenn ihre Eltern der Meinung waren, dass eine junge Frau andere Ziele verfolgen sollte, als Touristen durch Istanbul zu lotsen – sie würden immer ihre schützende Hand über sie halten, nichts anderes versprach der Schirm.

Gülcan liebte ihren Vater. Und sie liebte Istanbul, auch wenn man zugeben musste, dass es nicht nur die schönste, sondern leider auch die hässlichste und verdorbenste Stadt war, die man sich vorstellen konnte. Die Stadtteile, die sie auf ihren Spaziergängen aussparte, waren klar in der Überzahl, und dazu gehörten in ihren Augen nicht nur die berüchtigten *Gecekondus*, die am Rande der Stadt wie giftige Pilze wucherten, ohne Kanalisation und Müllabfuhr, sondern auch jene Quartiere, über die in den letzten Jahren Neubauprojekte hinweggerollt waren, mit ihren Einkaufsmeilen, Wohnanlagen und internationalen Hotelketten, die zwischen den verschonten Vierteln glänzten wie ein falsches Gebiss. Alles in allem war Istanbul ein Chaos, dem man vierundzwanzig Stunden am Tag eine stählerne innere Ordnung entgegensetzen musste, um sich nicht aufzulösen. Anatolien hingegen war längst hinter einem Schleier verblasst, ein ungreifbares Land wie aus einem Märchen. Ihr Vater war der jüngste von drei Söhnen. Seine Familie war nicht besonders wohlhabend, und als er heiratete, war im Haus seiner Eltern kein Platz für einen weiteren Haushalt. Daher verbrachte Gülcan die ersten Jahre ihres Lebens in einer heuschreckengrünen Mietskaserne am Stadtrand. Die Wohnung

war klein, aber das Haus hatte sechs Etagen und war somit das höchste von ganz Malazgirt, was sie mit Stolz erfüllte, auch wenn die oberen Stockwerke unverglaste Fenster hatten und einer Ruine glichen.

Nur wenige Bilder von damals hatten sich ihr ins Gedächtnis gebrannt. Da war zunächst die Zitadelle mit der Stadtmauer, die den Park des Städtchens umschloss. In ihrem Schatten verbrachte sie endlose Sommernachmittage, während die Eltern am Markt arbeiteten. Sie spielte, sang und schlief unter den Augen ihrer Großmutter auf einer bunten Decke, die vermutlich ein wenig nach Schaf roch, denn alles roch nach Schaf in Malazgirt. An solchen Nachmittagen lernte sie zu träumen. Wenn sie erwachte, deutete die *nine* hinüber zu den Häusern und zeigte ihr das Fenster, hinter dem ihr Bettchen stand. Bald würden die Eltern nach Hause kommen und ihr kandierte Früchte oder ein paar Würfel Lokum mitbringen. Ihr Vater zerlegte die Rinder und Schafe, die jeden Morgen aus dem Schlachthof in Bulanık angeliefert wurden. Die Mutter wog das Fleisch in einer Schale aus Messing und packte es den Kunden in rotweißkariertes Papier.

Sie erinnerte sich an den Sahūr, den man im Ramadan vor Tagesanbruch im Kreis der Familie zu sich nahm. Damals waren sie – anders als später in Istanbul – nach dem Abendgebet nie sofort zu Bett gegangen, sondern hatten sich um den Tisch versammelt und noch stundenlang mit den Nachbarn und Verwandten gescherzt und gelacht. Sie sangen Volkslieder, oder die Großmutter erzählte die Geschichte vom goldhaarigen Kind oder Fabeln von sprechenden Tieren, die sich über mehrere Nächte spannten. Nichts konnte diese Erinnerung auslöschen. Ein weiteres Bild: die Parade mit den roten Halbmondfähnchen am Tag der Jugend und des Sports. Der Schreck im Gesicht der Lehrerin, als hinten bei der Wachstation drei Schüsse knallten. Gülcan wusste, dass es Landsleute gab, die einen eige-

nen Staat forderten, sie hatte es bereits in der Vorschule gelernt. Danach das nervöse Lachen, als sich herausstellte, dass nur ein paar Böller hochgegangen waren.

Istanbul hatte sie gegen Lärm aller Art immun gemacht. Die Wohnung ihrer Eltern war größer als die im Heuschreckenhäus, aber von ihrem Zimmer sah sie bloß auf die Rangieranlage des Bahnhofs Haydarpaşa hinaus, die eben mit schwerfälligem Quietschen aus dem Schlaf erwachte. Später, in der Hitze des Tages, flimmerten die Gleise, als betrachte man sie durch altes Fensterglas, doch jetzt war es erst fünf Uhr morgens, und ein kühler Wind strich über Gülcans heiße Wangen, während sie in die Dämmerung hinausblickte. Sie trug nichts als ihr Nachthemd. Der Bahnhof, den deutsche Architekten vor hundert Jahren errichtet hatten, galt unter Eisenbahnliebhabern als Sehenswürdigkeit. Sie wusste eine Menge über ihn. Von hier hatten die Gäste des Orient-Express, die drüben am europäischen Ufer ausgestiegen waren, ihre Reisen in den Osten fortgesetzt.

Durch die dünne Wand drang der Husten des Vaters und riss sie aus ihren Gedanken. Im Glasschrank stand seit kurzem eine Schachtel mit rosa Pillen, deren Beipacktext ihr Kopfschmerzen bereitete. Ganz plötzlich war er alt geworden. Hätte sie ihn auf die Pillen angesprochen, hätte er vielleicht gesagt, sie solle sich keine Sorgen machen. *Wenn Allah dir etwas nimmt, dann leert er deine Hände für ein größeres Geschenk.* Er klagte nie, aber den Himmel über Istanbul verglich er zuweilen mit grauem Abwaschwasser, und nachts störte ihn, dass man keine Sterne sah. Gülcan hatte keine Erinnerung an den Sternenhimmel Anatoliens, und es war schwer, etwas zu vermissen, was man nie richtig gekannt hatte. Wenn der Vater auf die Gleise hinausblickte, die allesamt in den Osten führten, entwichte ihm mitunter ein Seufzer. Früher strich er ihr bei solchen Gelegenheiten über das Haar, als müsse er seine Tochter trösten und nicht

sich selbst. Noch schleppte er sich Tag für Tag zur Arbeit. Anders als Gülcan und ihre Mutter hatte er sich an die Maßlosigkeit der Stadt nie gewöhnt. Auch außerhalb des Hauses war er ein wortkarger Mann. Das Menschengewühl in den Straßen bereitete ihm Unbehagen, und immer noch sprach er den gurgelnden Dialekt seiner Vorfahren, der ihm einen Stempel aufdrückte, sobald er in einem *Kahve* den Mund aufmachte.

Nach ihrer Ankunft hatte er Abendkurse besucht und Prüfungen bestanden. Nun ging es darum, eine weitere Lebensprüfung zu bestehen, womöglich die schwierigste von allen. Jeden Mai, wenn der türkische Mohn blühte und die Hügel rund um Malazgirt scharlachrot leuchteten, blätterte er in einem alten Bildband, um seine Sehnsucht zu betäuben. Es war ein armes, aber gutes Land, aus dem sie stammten. Hier in Istanbul tat er bloß seine Arbeit, spulte die Tage herunter wie eine Maschine und betrachtete die Jahre, die ihn von seiner Pensionierung trennten, als eine letzte Hürde, die Allah ihm abverlangte, um sich vom Wert seines Charakters ein Bild zu machen.

Das Ächzen der Güterwaggons beim An- und Abkoppeln konnte Gülcan im Schlaf gut ausblenden, meistens wurde sie erst wach, wenn ihre Mutter an die Tür klopfte, um mit ihr das Morgengebet zu verrichten. Aber heute war ein besonderer Tag. Ein Mann hatte sich zum Tee angemeldet – ein Mann, der eventuell um ihre Hand anhalten würde.

### 3

Pünktlich um 19:15 Uhr trat die Glücksfee neben den Glastrichter. Lotta sah auf, ohne das Lackieren ihrer Fingernägel zu unterbrechen. Sie hatte sich für Gold entschieden, eine Farbe, die an Patricias schlanken Händen äußerst geschmackvoll ausgesehen hatte. Sie eiferte ihrem Ideal nach, so gut es ging, mit anderen Worten, soweit ihr schmales Budget und ihre starken Hüften es zuließen, und meistens ließ sie ein paar Wochen verstreichen, damit ihr niemand auf die Schliche kam. Ob Patricia ahnte, dass sie für Lotta so eine Art Stilikone war? Schon die Vorstellung war peinlich.

Lotta hatte ihre Zahlen im Kopf. Niemand wusste, warum sie Lotto spielte. Niemand außer Lotta selbst, und nicht einmal sie war bereit, es sich voll und ganz einzugestehen. Es hatte jedenfalls wenig mit der Aussicht auf einen Gewinn zu tun. Sie konnte rechnen und wusste, was 0,000012 Prozent in der Praxis bedeuteten; eine Wahrscheinlichkeit, die jede Buchhaltungssoftware der Welt ohne zu zögern auf null abgerundet hätte. Wichtiger als das Spiel war für sie der Schein, den sie einmal pro Woche in der Trafik schräg gegenüber – Fabergasse 13 – löste. Das Unternehmen war eingetragen auf den klingenden Namen Erzsébet Marsinai de Várallya, wurde aber vom erwachsenen Sohn dieser Dame geführt, der sich von den Kunden *Herr Konrad* nennen ließ. Da er die meiste Zeit in Innenräumen verbrachte, war er ziemlich blass. Lotta fand, er sah dem jungen Alain Delon nicht unähnlich. Seinen magyrischen Vorfahren verdankte er die hohen Wangenknochen und das pechschwarze Haar, das er halblang trug und nach hinten kämmte. Als sie ihn das erste Mal sah, beeindruckte sie der Ernst seiner angespannten Gesichtszüge. Eigentlich war alles an ihm angespannt – wie ein Bogen, der im nächsten Moment einen Pfeil

wegschnellen und mitten durch ihr Herz jagen konnte. Ja, Herr Konrad war ein gutaussehender Mann, der inmitten der vielen Zeitungen sehr gebildet wirkte, obwohl die Vermutung nahelag, dass auch er sein Potenzial nicht ganz zur Entfaltung brachte: Warum würde er sonst in einer Trafik arbeiten?

Einmal hatte es auf dem Weg zur Trafik zu regnen begonnen, und sie hatte ihn gefragt, ob er auch Schirme im Sortiment habe. Herr Konrad hatte den Kopf geschüttelt und ihr nicht einmal angeboten, bei ihm zu warten, bis der Guss vorüber war. Sie war trotzdem geblieben und hatte sich durch die Frauenzeitschriften geblättert. Voller Faszination hatte sie aus den Augenwinkeln mitverfolgt, wie er eine Tageszeitung nach der Lektüre so formvollendet zusammenfaltete, als wäre sie nie von einer menschlichen Hand berührt worden. Er hätte ein Klaviervirtuose sein können, fand sie, oder ein Chirurg.

Lotta wusste, dass sie keine Schönheit von Weltruf war, aber sie war auch nicht gerade hässlich. Das ließ sich anhand der lästigen Avancen von Herrn Beinsteiner jederzeit belegen. Sie ahnte, dass Herr Konrad die Macht hatte, sie aus ihrer Monotonie herauszukatapultieren. Umso ärgerlicher, dass er sie seit nunmehr zwei Jahren vollkommen ignorierte. Gelegentlich dachte sie beim Betreten der Trafik, diesmal würde es passieren. Dann blickte sie ihn so lange an, wie sie es nur irgendwie aushalten konnte, und jedes Mal nahm sie mit dem Durchschlag des Lottoscheins ein neues Detail seiner Physiognomie mit nach Hause, ein Puzzleteilchen, das sich harmonisch ins große Bild einfügte: ein Runzeln der Augenbrauen oder ein gekrümmtes Fältchen im Mundwinkel, wenn er beim Kopfrechnen die Oberlippe anspannte. Manchmal schien er beim Abschied noch etwas sagen zu wollen, doch im gleichen Moment scheppte unweigerlich die Glocke, und schon musste er sich der nächsten Kundschaft zuwenden. Nein, der Funke war noch nicht übergesprungen. Manchmal blickte er nicht einmal von

seiner Lektüre auf, wenn er ihren Lottoschein zu den anderen in die Kiste warf und das Wechselgeld herüberschob. Und das, obwohl diese kurze Transaktion, bei der sich gelegentlich ihre Finger berührten, der einzige Körperkontakt war, den sie miteinander pflegten.

Endlich drückte die Blondine den Knopf, und die Kugeln wurden von der Druckluft hochgewirbelt. Noch einmal wünschte sie den Zusehern, die sie wahrscheinlich für Idioten hielt, viel Glück. Während die Zahlen durch ihr Plexiglasgefängnis geschleudert wurden, widmete Lotta sich ihren Zehennägeln. Sie machte sich keine großen Hoffnungen, weder in die eine noch in die andere Richtung. Die Wahrscheinlichkeit, dass Herr Konrad sie irgendwann nach ihrer Telefonnummer fragen würde, war mathematisch betrachtet vermutlich nur unwesentlich größer als der Gewinn eines Lottosechlers.

Erst als ihre Wunschkleidergröße genannt wurde, sah sie hoch und griff nach der Fernbedienung, um den Ton lauter zu stellen. War nicht kurz zuvor als erste Zahl die Zwanzig herausgerollt? Es war nicht ungewöhnlich, dass eine oder zwei ihrer Zahlen gezogen wurden. Die Wahrscheinlichkeit dafür lag im zweistelligen Bereich. Als aber auch noch die Neununddreißig aus der Maschine rollte, landete ein Tropfen Lack auf ihrer Pyjamahose. Verdammte, war das jetzt die dritte oder die vierte Kugel gewesen? Sie hatte sich mehr auf ihre Nägel als auf die Lottodame konzentriert, vielleicht hatte sie schon einen Dreier, war also in die Gewinnränge gerutscht? Sie schraubte den kleinen Pinsel in das Fläschchen und merkte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Noch nie hatte sie einen Gewinn erzielt, und jetzt gelang ihr vielleicht sogar ein Vierer. Aber die dummen Bälle wirbelten diesmal besonders lang, und als die Glücksfee verkündete, »Die fünfte Gewinnzahl ist die Zwölf«, musste Lotta sich an der Sofalehne festhalten. Zwölf wie Dezember! Nun war der Bann gebrochen. Mit etwas Glück

konnte sie dreitausend Euro einstreifen und damit aus dem Stand die neue Küche abbezahlen. Ein Gefühl stieg in ihr hoch wie Kohlensäurebläschen in einem Glas Prosecco. Aber wenn heute ihr Glückstag war, dann gab es keinen Grund, sich mit einem Fünfer zufriedenzugeben. Dann konnte es auch ein Fünfer mit Zusatzzahl oder ein Sechser werden. Wieder wirbelten die Kugeln durch den Trichter, aber Lotta hatte nicht die Nerven hinzusehen. Eine weitere richtige Zahl, das bedeutete ein Auto oder eine Weltreise – oder beides zusammen. Oder sie könnte endlich eine Eigentumswohnung anzahlen. Dann hätte sie allerdings die verdammte Küche umsonst angeschafft. Mein Gott, was man mit Geld alles machen konnte!

Bevor die Maschine die nächste Kugel ausspuckte, lief sie zum Kühlschrank, denn ihr Mund fühlte sich plötzlich ganz trocken an. Sie war auf einen Glücksfall dieser Größenordnung einfach nicht eingestellt. Gut, sie war gesund und hatte einen sicheren Arbeitsplatz, aber in allen anderen Belangen hatte das Glück bis jetzt einen Bogen um sie gemacht. Überhaupt konnte man sagen, dass ihr bisheriges Leben hinter den Erwartungen zurückgeblieben war. Beim Halbieren der Zitrone rutschte – aufgekratzt wie sie war – das Messer ab und schnitt in den Nagel ihres Zeigefingers. Schnell bildete sich eine rote Perle auf dem goldenen Untergrund. Sie fluchte und suchte nach einem Pflaster, aber das dauerte, denn die neue Küche hatte das alte Ordnungssystem gründlich durcheinandergebracht. Wieder waren Flecken auf der Pyjamahose zu beklagen. Die Wunde war zum Glück nicht tief, aber als sie zurück ins Wohnzimmer lief, war die Ziehung vorüber. Die Hand mit dem Pflaster zitterte, aber sie fühlte keinen Schmerz. Sie musste nur ein wenig warten und den Gin Tonic hinunterkippen. Ein kurzer Werbeblock, dann würde der Sender die Zahlen wiederholen. Katzenfutter, Waschmittel, Joghurt. Gleich war es so weit.

Sie sah die weißen Kugeln in ansteigender Reihenfolge über den Bildschirm rollen. Unwillkürlich griff sie zum Glas, und die Eiswürfel klirrten gegen ihre Vorderzähne. Es waren ihre Zahlen. Jede einzelne. Aber hatte sie den Schein auch wirklich korrekt angekreuzt? Vielleicht war ihr ein Fehler unterlaufen, während sie Herrn Konrad beim Zeitunglesen beobachtet hatte? Beim Durchpflügen der Tasche hinterließ das schlecht verschlossene Fläschchen eine goldene Spur der Verwüstung auf dem Leder und den Schminksachen. Nein, der Schein war in Ordnung. Sie hatte gewonnen. Sie musste ihn nur noch einlösen, dann war sie ... Sie wagte es nicht zu denken.

Erst dann brach sie in Tränen aus.

## 4

Gülcan hörte, wie ihr Vater den Gast ins Wohnzimmer führte. Durch den Türschlitz roch man die Teemaschine und die Süßspeisen, das Anisgebäck und die Mandelkekse in Honigsirup, die sie sonst nur an Feiertagen aßen. Sie schob ihr Haar unter den Hidschab mit den altmodischen Spitzen (auf dem ihre Mutter bestanden hatte) und wartete wie eine Schauspielerin auf ihren Auftritt. Beim Schnarren der Glocke war sie aufgesprungen, aber niemand kam, um sie ins Wohnzimmer zu bitten, also hockte sie sich wieder auf die Bettkante und registrierte voller Missmut, wie ihre Hände feucht wurden. Am liebsten hätte sie die Uhr eine Stunde vorgedreht. Als der Minutenzeiger einen Millimeter vorsprang, trat sie noch einmal an die Tür, doch man konnte kein Wort verstehen. Die fremde Stimme war weder sehr hoch noch sehr tief; ein Mann vom Land oder jemand, der es darauf anlegte, ihren Vater nachzuahmen. Die Männer redeten in einem sachlichen Ton wie bei der

Abwicklung eines Geschäfts von einiger Tragweite. Die Gardinen flatterten auf, als die Mutter die Tür öffnete. Ein Windzug streifte Gülcan, und zugleich schoss ihr das Blut in die Wangen.

»Er ist jetzt da.«

Als sie hinaustrat, schlug sie die Augen nieder. Wann hatte sie sich je so unbehaglich gefühlt? Sie hatte das Gefühl, ihn seit langem zu kennen. Zwei oder drei Mal hatte er vor der Fremdenführerschule ihren Blick gesucht, wenn sie zu Mittag mit den anderen Schülern herausgeströmt und rasch in der Allame Cadde verschwunden war. Einmal war er zugleich mit ihr in die U-Bahn gestiegen. Sie mochte es nicht, wenn Männer ihr nachstellten, aber aus den Augenwinkeln hatte sie es sehr wohl bemerkt und sich bei dieser Gelegenheit seine Züge eingepägt. Ein regelmäßiges Gesicht mit nicht zu forschem Kinn. Er hatte ihr sogar ein wenig gefallen, aber Istanbul war voller Schönlinge, und auch die hatten sie bislang nicht sonderlich interessiert. Sie standen ihren Plänen eher im Weg, als dass sie ihnen dienlich waren. Ernsthaft aus dem Gleichgewicht geworfen hatte sie noch keiner. Warum sollte es bei diesem anders sein?

Wie versteinert verharrte er an der Seite ihres Vaters. Gülcan tat, als suche sie einen Fehler im Teppichmuster. Als die Mutter den Tee hereinbrachte, hätte sie schwören können, dass er sie anglotzte. Am Vorabend hatten sie alles blankgeputzt, sogar die Tischchen hatten sie neu arrangiert, bis alles am Ende so unbequem wie möglich war. Endlich reckte sie das Kinn in die Höhe und stellte sich seiner Neugier. Er sollte nicht glauben, sie wäre ein dummes Huhn, das es mit der Angst zu tun bekam, nur weil ein fremder Mann in der Wohnung stand. Vorsichtshalber blickte sie an seinem linken Ohr vorbei. Seine Uhr blitzte auf, als er den Scheitel nachzog. Sie registrierte den schmal geschnittenen Anzug. Die Krawatte war so eng geknüpft, dass sie ihm den Hals abschnürte. Er wirkte wie

ein Geschäftsmann, aber an seinen Schuhen sah man, dass er viel zu Fuß ging. Ihre Freundinnen behaupteten, man müsse auf die Schuhe achten. Allerdings wurde viel Unsinn geredet, und letztlich wusste keine etwas Genaueres. Erst als er sich mit leicht vorgebeugtem Oberkörper am Couchtisch vorbeizwängte und dabei fast die Teekanne umwarf, begriff sie, dass auch er befangen war.

»Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Sein Handrücken war kaum behaart, die Hand warm, fast heiß. Bevor sie antworten konnte, rückte der Vater die Stühle zurecht und bat den Gast an den Tisch, auf den die Mutter bereits seinen Blumenstrauß gestellt hatte – weiße Rosen mit altmodischen rosa Rändern. Er nahm auf dem Sessel des Vaters Platz, und Gülcan rückte auf den Stammplatz der Mutter nach, während sich die Eltern nebeneinander auf das Sofa zwängten und so einen halben Kopf tiefer saßen, zwei Theaterbesucher in der ersten Reihe.

»Sie trinken doch Tee?«, fragte die Mutter und griff zur Kanne.

Er nickte demütig und hob sein Tulpenglas, als wäre es eine Antiquität. Doch anstatt es zum Mund zu führen, stellte er es zurück auf das Schälchen und wartete, bis allen eingeschenkt worden war.

Während er in kleinen Schlucken trank, schweifte sein Blick über die Einrichtungsgegenstände. Gülcans Augen folgten ihm wie Schatten. Die Möbel waren überwuchert von bestickten Decken und Tüchlein, die ihnen Tante Alena alljährlich zum Neujahrsfest schickte. Auf rätselhafte Art schienen sie die Blicke der Besucher zu bremsen. Die Tante war abergläubisch und stickte kleine Fehler in die Muster, um nicht durch Vollkommenheit (die nur Allah zustand) *nazar* auf sich zu ziehen. Behände huschten die Augen des Fremden darüber hinweg. Seine Nase zuckt wie die Schnauze eines Frettchens, dachte

Gülcan bei einer Drehung seines Nackens. Als nähme er Witterung auf. Verglichen mit ihm wirkten die Eltern so träge wie Wachsfiguren. Er war sicher schon über dreißig, aus der Entfernung und mit der Sonnenbrille auf der Nase hatte er jünger ausgesehen.

Während sie das heiße Glas an die Lippen führte, nahm er das lächerliche Landschaftsbild ins Visier, das seit Menschengedenken über der Couch hing. Ein türkisfarbener Bach, Schwarzföhren und Eichen. Dazwischen standen ein paar Hirsche herum, die man illuminieren konnte, als Kind war sie davon begeistert gewesen. Eine Kabelschleife lugte unordentlich hinter dem Rahmen hervor, und Gülcan nahm sich vor, sie mit dem Finger zurückzuschieben, sollte er ihr den Rücken zukehren. Aber es fiel ihm nicht leicht, sich von den Hirschen loszureißen. Machte er sich über den Geschmack ihrer Eltern lustig? Irgendwann sprang seine Aufmerksamkeit dann doch auf die Glasvitrine über, und Gülcan ließ das Kabel verschwinden. Die Vitrine war der Stolz ihrer Mutter. Er lobte in aufsteigender Reihenfolge die Glaskaraffen mit dem Goldrand, das verschnörkelte Festtagsporzellan und schließlich die Luxusausgabe des Heiligen Koran im silberbeschlagenen Schubert. Als er aufstand, um sich die Kalligrafien aus der Nähe anzusehen, rang er dem Vater ein erstes Lächeln ab. Natürlich bemerkte er auch den klobigen Fernseher, dessen kaltes Auge die Szene wie in einem Zerrspiegel einfiel. Gülcan betrachtete darin ihr Zuhause, und alles wirkte plötzlich schäbig: die beiden chinesischen Fächer, der fadenscheinige Überzug der Sessellehne, auf der sein Arm lag, das Sofa mit den abgeschabten Samtrosen. Sie spürte, wie er den Wert der Gegenstände taxierte, wie er die Armut witterte. Nach ostanatolischer Sitte nahm er erst ein Stück Kandiszucker in den Mund und trank den ungesüßten Tee hinterher, und wenn er dabei die Augen schloss, dann schien es, als würde er eine kleine Rechnung anstellen. Viel-

leicht sind wir ihm zu arm, dachte Gülcan. Vielleicht überdenkt er sein Angebot.

Im nächsten Moment sprach er ihren Namen aus. Sie könne sich glücklich schätzen, in diesem gesegneten Heim aufzuwachsen. Von ihrem Nicken angespornt, stellte er weitere Fragen, die sie nach Möglichkeit mit Ja oder Nein beantwortete, fast wie in der Schule. Es war eine lächerlich einfache Aufgabe, und doch gewann Gülcan den Eindruck, sie wäre einem Verhör unterworfen. Der Vater nickte stolz, als man auf die schulischen Leistungen seiner Tochter zu sprechen kam. Von solchen Noten habe er in Österreich nur träumen können, sagte der Mann, und sein Grinsen (es war eher ein Fletschen der Zähne) zauberte ein Schmunzeln auf die Gesichter der Eltern. Er schien zu wissen, wie man sie um den Finger wickelte. So lobte er die ökonomische Weitsicht des Vaters, nach Istanbul zu ziehen, aber auch den Ordnungssinn der Mutter, sowie ihre wahrhaft anatolische Gastfreundschaft. *Das Herz der alten Heimat* habe in ihrer Istanbuler Wohnung nie aufgehört zu schlagen. Was für ein Ausdruck, dachte Gülcan. Seine Sprache umgab ein muffiger Geruch, wie ein in Tücher geschlagener Laib Käse, den man nach Wochen aus dem Keller holt. Ein Pathos, das in den Dörfern Anatoliens noch angehen mochte, in Istanbul aber lächerlich wirkte. Über seinem ungelinken, bäurischen Türkisch lag zu allem Überfluss ein zweiter Akzent, der es noch mehr verunstaltete. *Herz der alten Heimat*. Man musste fast loslachen, wenn man es hörte. Das klang wie der Titel eines picksüßen Melodrams aus den achtziger Jahren, in dem Männer bürstenartige Schnurrbärte trugen und Frauen sich ständig aufopferten – eine bewährte Mischung, die ihrer Mutter an langweiligen Samstagnachmittagen unweigerlich die Tränen in die Augen trieb. Es geht ihm mehr darum, ihnen zu gefallen als mir, dachte Gülcan und ärgerte sich augenblicklich über den törichten Gedanken. Zwischendurch schickte er Blicke zu

ihr herüber, die sie nach Möglichkeit ignorierte. So tastete er sich vor, reihte Belanglosigkeit an Belanglosigkeit, ohne dass der Zweck seines Besuchs je zur Sprache gekommen wäre – bis er der Mutter endlich gestand, wie überaus reizend ihre Tochter sei.

Mit einem Schlag verstummte das Gespräch.

Gülcan wäre am liebsten im Boden versunken, aber ein Wink der Mutter befahl ihr, sich von den Keksen zu nehmen, und gehorsam griff sie zu, während er sein Teeglas zum Mund führte, als könnte es bei der kleinsten Berührung zerbersten. Der Versuch, das trockene Nussgebäck mit der Zunge vom Gaumen zu lösen, trieb ihr erneut die Hitze in die Wangen. Sie atmete so tief durch die Nase, dass ihr davon übel wurde.

»Ist Ihnen nicht wohl?«, fragte der Mann.

Sie schüttelte den Kopf. Zum Glück mischte sich der Vater ein und lenkte das Gespräch noch einmal auf das Herz der alten Heimat. Der Fremde stammte aus Ahlat, einem kleinen Ort, nicht weit von Malazgirt. Der Name seiner Familie hatte in der Gegend einen guten Klang. Ein Onkel hatte ihnen vor ein paar Wochen seine Aufwartung gemacht und dafür eigens die tausend Kilometer zurückgelegt. Natürlich hatte der Vater Erkundigungen angestellt, er hatte aber nichts Nachteiliges in Erfahrung bringen können, und am Samstag hatte er mit Gülcan ein umständliches Gespräch geführt und das wenige, was er wusste, geteilt: Sein Name sei Cemil Adem. Er arbeite im Ausland und habe für den Neubau der Moschee in seinem Geburtsort einen namhaften Betrag gespendet. Wie sie selbst sei er ein Einzelkind, aber seine Kusinen wären allesamt gut verheiratet.

»Kennen Sie noch Adnan Cengiz, den alten Käsehändler? Oder Ertugrul Bilgin? Er war im Rat der Dorfältesten. Sie müssten eigentlich mit einem seiner Söhne in die Schule gegangen sein.«

Der Mann tat, als würde er angestrengt nachdenken, doch

ein ums andere Mal schüttelte er bedauernd den Kopf. Der Vater unterdrückte seine Enttäuschung. Gerne hätte er ein paar der alten Geschichten zum Leben erweckt. Aber vermutlich weilte dieser schlaksige Mann, der vielleicht bald sein Schwiegersohn werden würde, schon viel zu lange fern der Heimat – nicht anders als er selbst. Er versuchte es mit weiteren Namen, die sein Gedächtnis in kraftlosen Wellen an die Oberfläche spülte, bis ihm die Mutter einen leichten Stoß in die Rippen versetzte und die Gesprächsführung an sich riss. »Sie können gerne Ihr Jackett ablegen, Cemil Bey. Draußen ist es furchtbar heiß, und wir sind ja unter uns.«

Eben noch hatte Gülcan das alte Hochzeitsfoto betrachtet, das zwischen den beiden Fächern hing: eine schmale Frau mit Dauerwelle und einer kleinen Krone im Haar, an die Schulter eines Mannes gepresst, dessen Schnurrbart bis zur Unterlippe reichte und der seinen Anzug bis zu den Nähten ausfüllte. Lediglich die hellen, weit aufgerissenen Augen verrieten den weichen Wesenskern ihres Vaters – allerdings auch einen versteckten Kummer, er hatte zu dem Zeitpunkt die Hälfte seines Militärdienstes noch vor sich. Die Wirklichkeit hatte die alte Ordnung inzwischen nachjustiert. Stillschweigend hatte die Mutter das Kommando übernommen. Während der Vater in der Mitte seiner Jahre stetig an Volumen verlor wie ein Fahrradschlauch, in dem ein Dorn steckte, strahlte die Mutter ihre Machtfülle mit jeder Zelle ihres Körpers aus. Sie war es, die weitreichende Familienentscheidungen traf und bei Bedarf die türkische Bürokratie mit Formularen und Briefen fütterte. Oft wurden die Schriftstücke dem Vater nur noch zur Unterschrift vorgelegt, und mitunter, wenn ein Brief ein paar Tage liegen blieb, mit forschen Rippenstößen.

Als der Mann seine Jacke über die Lehne hängte, sah Gülcan den schmalen Rücken und die dünnen Arme. Dünner als die ihres Vaters, der immer noch tagtäglich mit Rinderhälften zu

tun hatte, auch wenn er sie jetzt in erster Linie bloß zählte und nur gelegentlich noch Hand anlegte, um Qualitätsprüfungen vorzunehmen. Nichts an dem Mann war beunruhigend, außer – und das war das Seltsame – ein Stück behaartes Bein, das zwischen Socke und Hose hervorlugte. Hier verhakte sich ihr Blick wie ein Insekt im dichten Gestrüpp, und je öfter sie den Streifen entblößter Haut erforschte, desto übler beschleunigte sich ihr Herzschlag, während die Nachmittagshitze den Raum erfüllte und ihre Eltern mit Trägheit zu infizieren schien.

Irgendwann fing Gülcan einen Blick des Vaters auf, der ihr bedeutete, dem Gast noch etwas Tee nachzuschicken. Sie tat es mit zitternder Hand. Dann legte sie ein wenig Gebäck auf einen Unterteller und schob ihn ebenfalls in seine Richtung. Der Mann quittierte das mit einem gnädigen Lächeln, als wäre es bereits ein Akt der Kapitulation. Endlich räusperte sich die Mutter und fragte, ob es nicht eine gute Idee wäre, die jungen Leute ein wenig allein zu lassen. Sie erwartete keine Antwort, sondern stand einfach auf und zog den Vater mit sich, bevor er das Wort noch einmal an sich reißen konnte. Behutsam schob sie ihn Richtung Schlafzimmer. Sie öffnete die Tür nur einen Spalt, als wollte sie den fremden Mann in dem Glauben lassen, dass sich dahinter ein zweites Wohnzimmer verbarg. Sogar die beiden Teegläser nahm sie mit.

»Die sind wirklich köstlich«, sagte der Mann und nahm sich noch ein Honigkeks.

»Wir holen sie aus der kleinen Bäckerei, vorne an der Kreuzung zur Akif Bey. Dort können Sie so viele davon kaufen, wie Sie möchten.«

Er lächelte verlegen und schob den Teller zur Seite. »Nun, ich bin eigentlich nicht wegen der Kekse hier.« Ein paar Sekunden hörte man nur das Ticken der Uhr über der Küchentür, als müsste er sich den wahren Grund seines Besuchs erst ins Gedächtnis rufen, dann räusperte er sich und nahm einen zweiten

Anlauf: »Wie ich höre, befinden Sie sich in einer weiterführenden Ausbildung.«

»Das ist richtig. Ich werde Fremdenführerin.«

»Ein wunderbarer Beruf. Aber ungewöhnlich für ein Mädchen, das sich für den Hidschab entschieden hat. Das muss man schon sagen.«

»Ich bin nicht so altmodisch, wie Sie annehmen. Wir sind hier nicht in Anatolien. Sie dürfen nicht glauben, dass heutzutage nur Hausfrauen und Bäuerinnen Kopftuch tragen.«

»Natürlich nicht«, sagte er rasch – bestrebt, das Thema zu wechseln. »Aber wenn Sie der Tourismus so sehr interessiert, dann begeistern Sie sich womöglich auch für mitteleuropäische Städte?«

»Warum nicht? Ich habe vor, mir noch einiges anzusehen, bevor ... nun, bevor es zu spät ist. Leider hatte ich bislang keine Gelegenheit, ausgedehnte Reisen zu unternehmen.«

»Bis es so weit ist, kommt die Welt zu Ihnen«, tröstete er sie. »*Wen Istanbul gleichgültig lässt, der liebt das Leben nicht mehr.* Sagt man nicht so?«

»Den Spruch sollten Sie in Gegenwart meines Vater lieber nicht erwähnen.«

Der Mann lächelte. Er pflegte seine Zähne, allerdings hatte er einen gedrehten Eckzahn, der ihm etwas Raubtierhaftes verlieh.

»Außerdem will ich zuerst meine Ausbildung abschließen und eigenes Geld verdienen.«

»Keine Frage. Obschon Ihr Vater vorhin erwähnte, die wichtigste Bildung sei doch die, welche die Religion uns einpflanzt.«

»Allah möchte, dass wir in jeder Hinsicht bessere Menschen werden, und dazu gehört auch die weltliche Bildung.«

»Besser hätte ich es nicht ausdrücken können«, sagte der Mann gleichgültig und widmete sich wieder den Keksen. »Aber

was wäre – nur als Beispiel, wenn Sie plötzlich heirateten und Kinder bekämen? Würde Gott Ihre Bildung dann immer noch ...«

»Heiraten?!«

»Sie sind einundzwanzig Jahre alt. Welches Mädchen in Ihrem Alter würde nicht gelegentlich daran denken?«

»Nun, in Istanbul ist es nicht ungewöhnlich, erst mit vierundzwanzig oder fünfundzwanzig zu heiraten.«

Er schüttelte amüsiert den Kopf. »Halten Sie mich nicht für einfältig, aber mir ist der Sinn dieser Mode schleierhaft. Wozu sollte ein Vater seine Tochter Gefahren aussetzen, vor denen ein Ehemann sie viel besser schützen kann?«

»Trotzdem. Eine Eheschließung ist eine weitreichende Entscheidung, und ich bin ... ich bin darauf nicht vorbereitet. Ihr Besuch kommt sehr überraschend. Ich weiß nicht, was meine Eltern Ihnen erzählt haben, aber die Ehe war bislang kein Thema in diesem Haus.«

»Ich sehe schon, Sie mögen mich nicht«, sagte er fröhlich, als wäre der Gedanke völlig abwegig.

»Aber ich kenne Sie doch kaum!«

»Sehen Sie – genau das ist es, was ich mir wünsche. Ich möchte, dass wir uns besser kennenlernen. Und warum nicht hier und jetzt? Ich bin ein Mann, der die Gelegenheiten bei den Hörnern packt, müssen Sie wissen. *Man schmiedet das Eisen, solange es heiß ist*, sagen die Deutschen, und in diesem Fall haben sie recht.«

Selbstgefällig lehnte er sich in den Sessel zurück. Die Anatolienschwärmerei, mit der eben noch der Vater um den Finger gewickelt worden war, hatte ausgedient. Nun spielte er den weltgewandten Kosmopoliten. »Ich befinde mich in einer Phase meines Lebens, in der ich mich nach einer Gefährtin sehne – eine wie *Sie*, um ganz ehrlich zu sein.«

»Wie ich?«, rief Gülcan. Ihr fiel beim besten Willen nichts

ein, was man darauf entgegnen konnte. »Hier, essen Sie lieber noch ein Mandelkeks. Ich nehme an, in Österreich bekommen Sie so was nicht.«

»Im Gegenteil, Österreich ist berühmt für seine Backwaren. Die meisten werden übrigens von uns Türken hergestellt.«

»Sind Sie etwa Bäcker?«

»Nicht im Geringsten.« Er lächelte mit vollem Mund. »Aber Bäckereien gehören zu meinen wichtigsten Zulieferern. Ich bin im Handel tätig – Logistik. Vielleicht haben Sie den Begriff schon einmal gehört.«

»Ich bin kein kleines Kind, dem man alles erklären muss«, sagte Gülcan knapp.

»Ich weiß«, sagte der Mann. »Wo waren wir stehengeblieben?«

»Sie wollten ...«

»Tja, wie gesagt, ich möchte heiraten.«

»Vielleicht wären Sie mit einer meiner Kusinen aus Malazgirt besser beraten? Immerhin stammen Sie aus derselben Gegend. Wie mir scheint, neigen Sie zu konservativen Ansichten und haben eine ausgeprägte Liebe zu Ihrer anatolischen Heimat.«

»Eine Ihrer Kusinen? Das glauben Sie doch nicht im Ernst.« Er zwinkerte ihr unverhohlen zu. »Ich habe zweifellos eine bessere Wahl getroffen. Man braucht für meinen Beruf viel Menschenkenntnis, und ich täusche mich selten.«

Wieder versanken sie in Schweigen. Nach einer Weile blickte er ungeduldig auf die Uhr, als hätte er an diesem Nachmittag noch weitere Verlobungen unter Dach und Fach zu bringen.

»Sie sind ein vielbeschäftigter Mann«, sagte Gülcan. »Ich fürchte, wir haben Sie schon zu lange aufgehalten.«

»Ich könnte mir keinen angenehmeren Zeitvertreib vorstellen, als mit Ihnen zu plaudern und diese köstlichen Kekse in mich hineinzuschaukeln.«

»Aber es ist schon fast halb sechs, und meine Eltern ...«

»Sie haben recht«, sagte der Mann. »Wie schnell die Zeit vergeht, wenn man sich so viel zu sagen hat.«

»Es hat mich jedenfalls gefreut, Sie kennenzulernen«, sagte Gülcan und erhob sich von ihrem Sessel, den Blick auf die Wohnungstür geheftet.

»Es hat mich auch sehr gefreut, und das ist noch eine Untertreibung.«

Er sprang auf und überprüfte mit zwei Fingern den Sitz seines Krawattenknotens, machte aber keine Anstalten, sich zu verabschieden.

»Bleiben Sie noch lange in Istanbul?«, fragte Gülcan, um einer weiteren Schweigephase zuvorzukommen.

»Nur bis morgen. Ich habe auch geschäftlich zu tun.«

»Als Logistiker kennen Sie unsere Stadt bestimmt wie Ihre Westentasche.«

»Ganz im Gegenteil. Ich bewundere jeden, der sich in diesem Labyrinth zurechtfindet.« Plötzlich hellte sein Gesicht sich auf: »Wissen Sie was – wir könnten morgen einen Spaziergang machen. Ein paar Sehenswürdigkeiten abklappern.« Er klatschte begeistert in die Hände. »Jawohl! Ich engagiere Sie als Fremdenführerin. Was halten sie davon?«

»Ich fürchte, das ist nicht möglich. Mein Unterricht.«

»Ich würde auf Sie warten, mein Flug geht erst spät am Abend. Sagen wir in dem Café schräg gegenüber der Schule, dort wo die grünen Bänke stehen?«

»Sie meinen, wo Sie mich die letzten Tage bereits beobachtet haben?«, präzisierte Gülcan.

»Genau dort«, sagte der Mann freudestrahlend.

»Hmm. Ich weiß nicht.«

»Ich würde vorher natürlich Ihre Eltern darum bitten.«

Gülcan stellte sich vor, wie sie nebeneinander auf der Bettkante saßen, an ihrem kalten Tee nippten und versuchten, kei-

nen Mucks zu machen. Vielleicht sprachen sie bereits ein Gebet für ihre Ehe, auch das war ihnen zuzutrauen.

»Das ist nicht nötig«, seufzte sie. »Sie haben mich überzeugt. Mein Unterricht endet kurz vor drei.«

## 5

Die Ziehung war vorüber, und eine Stunde später war Lotta nicht nur reich, sondern auch mit Betty verabredet. Im *Tropical* gab es sonntags zwei Cocktails zum Preis von einem. *Lass uns auf den Beginn der Arbeitswoche anstoßen*, hatte Betty geschrieben. Auch sonst neigte sie zu Sarkasmus. Lotta dachte an ihre goldenen Fingernägel – genau solche Extravaganzen waren für ihre Freundin eine Steilvorlage. Viel wichtiger aber war die Frage, ob sie den Lottogewinn erwähnen sollte. Sie platzte vor Aufregung, aber war es nicht klüger, zu warten, bis das Geld auf dem Konto war, um die Freundin danach mit einem großzügigen Geschenk zu überraschen? Vermutlich. Man durfte sich nur nicht verplappern.

Natürlich war es viel zu früh für eine Cocktailbar. Betty war der einzige Gast. Sie trug ein kariertes Flanellhemd, das an eine missglückte Teenagerzeit zur Jahrtausendwende erinnerte. Ihre beiden Strawberry-Margaritas leuchteten im Neonlicht wie Lavalampen. »Wie war dein Wochenende?«, fragte Lotta so gelangweilt wie möglich. »Endlich Zeit fürs Training«, antwortete Betty wie immer an dieser Stelle. Bevor sie in die Lohnbuchhaltung kam, war Darts in Lottas Augen ein Zeitvertreib für Menschen gewesen, die sich entweder komplett aufgegeben hatten oder herausfinden wollten, wie betrunken sie waren. Keine Sportart, sondern ein Hinweis, um welche Kneipen man als Frau besser einen Bogen machte. Inzwischen wusste

sie, dass das Werfen von Pfeilen enorme Disziplin verlangte und in puncto Komplexität irgendwo zwischen Schach und Zen-Bogenschießen angesiedelt war. Und Betty war gut darin – sie war amtierende Vizelandesmeisterin. Daran war nichts auszusetzen, aber leider sah sie auch aus wie jemand, der Pfeile auf Zielscheiben warf. Das fing schon bei den Schuhen an. Am liebsten hätte sie ihre Nikes sogar in der Firma getragen; dem schob die Kleiderordnung ihres Arbeitgebers zum Glück einen Riegel vor, aber Bettys Alternative war um keinen Deut besser: Im Büro bevorzugte sie schallgedämpfte Gesundheitssandalen, die nicht nur furchtbar aussahen, sondern ihr auch jederzeit ermöglichten, sich geräuschlos an Lottas Schreibtisch heranzupirschen und sie aus ihren Tagträumen zu reißen.

Andererseits war Betty die beste Freundin, die man sich vorstellen konnte. Sie hatte Lotta beim Umziehen und Ausmalen der Wohnung geholfen, borgte ihr auf Zuruf Geld oder eine funktionierende Bohrmaschine, und man konnte ihr alles erzählen, ohne dass sie es in der Firma sofort herumposaunte. Im Prinzip war sie so zuverlässig wie ein Taschenrechner. Sie war auch viel robuster als Lotta. Wenn diese einmal verzweifelt war, etwa nach der Abgabe eines Lottoscheins, richtete Bettys schwarzer Humor sie wieder auf – sogar am Telefon und ganz ohne Cocktail-Unterstützung. Was konnte man von einer Freundin mehr erwarten? Unerwiderte Liebe, das hatte Lotta in den letzten beiden Jahren erfahren, war eine Krankheit, die die Psyche nachhaltig destabilisierte – eine Infektion, die man auf sich allein gestellt kaum besiegen konnte. Betty dagegen stand mit ihren zwei Turnschuhen fest im Leben, und die Überschaubarkeit ihrer Ziele (die beste Dartspielerin der Stadt vom Thron zu stoßen) war die Grundlage ihrer Zufriedenheit. Abgesehen von sporadischen Affären mit Kerlen aus dem Internet, die über ihr Onlineprofil stolperten (*dartgoddess89*), oder Kollegen aus dem Dartverein, die nach einem Turnier in

ihrem Bett landeten, hatten Männer bei ihr wenig zu melden. Sie tat auch nichts, um das zu ändern. Zur Arbeit trug sie nie Schmuck, höchstens zwei kleine Stecker, die in ihren fleischigen Ohrläppchen so diskret versanken, als wären sie nur Platzhalter für richtige Ohringe. Ganz zu schweigen von den Haaren: Ein Pferdeschwanz war für Dartspielerinnen offenbar eine Art Pflichtfrisur, an der sie sich gegenseitig jederzeit erkennen konnten. Ihre verwaschene Jeansjacke umgab sie mit einer Schutzschicht, die interessante Männer zuverlässig abschirmte. Hie und da spürte Lotta, wie sie von Betty gegen ihren Willen in dieses ruinöse Kraftfeld hineingezogen wurde. Dann wünschte sie sich insgeheim eine glamourösere Freundin. Aber in Wirklichkeit passten sie ziemlich gut zusammen. Eine Freundschaft suchte man sich ja nicht aus wie eine Sommerbluse. Sie flog einem zu. Und so viele Anstrengungen sie auch unternahm – mit ihrem runden, pausbäckigen Gesicht und den schwer zähmbaren Wuschelhaaren ähnelte sie einer Betty nun einmal mehr als einer Patricia. Sie waren in etwa gleich groß und teilten nicht nur die gleichen Problemzonen, sondern auch eine Vorliebe für Kinobesuche, Running Sushi und süße Cocktails, weswegen man sie in der Abteilung ja auch *die Zwillinge* nannte. Vielleicht existierten zwischen Menschen ja Bindungskräfte, wie sie auch wildfremde Atome zu kompakten Molekülen zusammenschweißten? Und sie waren eben Wasserstoff und Sauerstoff – zwei Allerweltssubstanzen, die zusammen zwangsläufig langweiliges Wasser ergaben.

»Alles klar bei euch?«

Der Mann war aus dem Nichts aufgetaucht. Betty unterbrach das Abknabbern des giftgrünen Plastikdolchs, auf den Selim eine Orangenscheibe und eine Maraschinokirsche gesteckt hatte, und sah den Eindringling erwartungsvoll an. Die Happy Hour im *Tropical* war für wirtschaftlich denkende Männer eine gute Gelegenheit, Frauen spesenfrei auf Drinks einzu-

laden. Als Buchhalterinnen brachten sie diesem Kalkül prinzipiell Verständnis entgegen, aber meistens machten Basecap-Typen mit schlechtem Deutsch davon Gebrauch, und die Gespräche mit ihnen verliefen zäh wie türkischer Honig und drehten sich um kulturelle Differenzen, die sich am Ende als unüberbrückbar erwiesen. Dieser hier klang allerdings passabel und sah für tropicalische Verhältnisse überdurchschnittlich gut aus. Er war vielleicht Mitte dreißig, und Lotta schloss aus seiner Sporttasche, dass er direkt aus dem Fitnessstudio kam. Natürlich war er kein feinsinniger Intellektueller wie Konrad, das sah man auf den ersten Blick, aber er schien Cocktails zu schätzen, denn er bestellte einen *Whiskey Sour* und drang danach in den untersten Bereich seiner Stimmlage vor: »Hat noch wer Lust auf ein buntes Getränk?«

»Da hat jemand seinen großzügigen Tag,« flötete Betty mit gespielter Begeisterung, was der arme Kerl fatalerweise als Zustimmung wertete. O nein, dachte Lotta, denn sie kannte ihre Freundin.

Als er das Portemonnaie herauszog, blitzte seine Dienstmarke auf.

»Was haben wir denn da?«, wieherte Betty. Ungeniert griff sie nach dem folierten Dokument. »Ein *Freund und Helfer*. So einer hat uns gerade noch gefehlt.«

»Keine Sorge, ich bin nicht im Dienst.«

»Und *der* ist auch nicht im Dienst?«

Der helle Streifen an seinem Ringfinger war auch Lotta aufgefallen. Wann hatte diese Marotte angefangen? Immer schielte sie auf diese gottverdammte Stelle, wenn ein Mann in ihren Gesichtskreis trat.

»Schöne Fingernägel«, sagte der Polizist, ohne weiter auf Betty zu achten. »Das Gold passt ausgezeichnet zu meinem neuen Rangabzeichen. Ich feiere hier demnächst meine Beförderung.«

Während Lotta noch überlegte, ob das bereits als Kompliment zu werten war, hatte Betty sie längst zur Seite geschoben. »Dann kennst du ja sicher auch den Spruch *Reden ist Silber, Schweigen ist Gold?*«

Immer noch schien Betty sich zu hundert Prozent für das Gespräch zuständig zu fühlen, obwohl der Polizist ihr ziemlich deutlich die Schulternähte seiner Lederjacke zudrehte und sich komplett auf Lotta konzentrierte. Aber was sollte sie machen? Sobald ein fremder Mann sie ansprach, legte sich ein unsichtbarer Ring um ihre Stimmbänder, und mit Bettys Schlagfertigkeit konnte sie sowieso nicht mithalten, jedenfalls nicht, solange sie nüchtern war.

»Sorry. Wollte nur ein wenig plaudern. Wusste nicht, dass das so kompliziert wird mit euch«, sagte der Polizist und verzog sich ans andere Ende der Bar.

»Plauder mit deiner Frau!«, rief Betty ihm hinterher.

»So übel war der doch gar nicht,« sagte Lotta und sog am Strohalm. Sie versuchte sich nichts anmerken zu lassen, doch ihr Herz klopfte wie nach einem Sprint zur Straßenbahn.

»Ist das dein Ernst? Bullen betrügen, das weiß doch jeder.«

Bettys Kelch war leer, und Lotta schnippte zu Selim hinüber, den sie gewöhnlich Slim oder Slim Shady nannte. Zwischen seinen Zähnen steckte ein Zahnstocher – wahrscheinlich derselbe, auf dem er schon letzte Woche herumgekaut hatte.

»Außerdem habe ich was Besseres für dich. Landesliga.«

Immer wieder versuchte Betty sie mit der *Crème de la Crème* der Wiener Dartszene zu verkuppeln. Aber der Funke war noch nie übergesprungen. Meistens blieben die Dates deutlich hinter Lottas Erwartungen zurück. Die Pfeilwerfer tranken ihr Bier und ließen dazwischen ihre Blicke hilflos herumwandern, als hätte ein Lokal ohne Dartscheibe etwas Bedrohliches an sich.

»Schon wieder?«

»Klingt ja fast, als hättest du keinen Bedarf. Neuigkeiten aus Ungarn?«

Betty war der einzige Mensch, der von ihrer Liebe wusste. In einem schwachen Moment hatte Lotta sich ihr anvertraut und das Gespräch seither tausendfach bereut. Der Umstand, als Nichtraucherin in einen Trafikanten verknallt zu sein, hatte anscheinend etwas Tragikomisches an sich. In ihren lichten Momenten gestand sie sich ein, dass ihr Verhalten eher zu einem Teenager passte als zu einer Frau in den späten Zwanzigern. Aber an ihren Gefühlen änderte das nichts. Manchmal zögerte sie den Lottotipp bis zum letzten Moment hinaus, doch nie gelang es ihr, ganz darauf zu verzichten, zumindest anderthalb Minuten pro Woche seine Nähe zu verspüren. Einmal war Betty selbst in die Trafik spaziert, um sich ein Bild zu machen. Später sah sie sich veranlasst, die Freundin zu beruhigen. Für sie als Leistungssportlerin käme ein Raucher sowieso nicht in Frage. Eine Zeit lang nahm sie noch Anteil an Lottas Schwärmerie, aber irgendwann schien sie den Glauben an ein Happy End verloren zu haben. Seither zog sie es vor, Lotta Darts-Männer unterzujubeln. Die meisten davon – so Lottas Überzeugung – hatte sie selbst getestet.

»Vielleicht ist er ja doch ...«

»Er ist nicht schwul!«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich *weiß* es einfach«, sagte Lotta und schloss die Lippen um den Strohalm. Es gab einen Indizienbeweis. Einmal hatte sie ihn mit einem *Playboy*-Heft überrascht. Damals ließ er das Heft rasch unter die Theke gleiten, aber sie hatte noch den rosa Schatten eines Schenkels erspäht. Mit einem Lächeln hatte sie ihm zu verstehen gegeben, dass sie im Bilde war, aber er hatte sie mit derselben Gleichgültigkeit bedient wie immer.

»Man kann sich auch irren«, sagte Betty im Ton eines Kompromissangebots.

Lotta sog kräftig an ihrem Halm und spürte mit dem Alkohol ein wenig Ärger hochsteigen. »Ich irre mich nicht. Außerdem sind solche Verdächtigungen meistens an den Haaren herbeigezogen.«

»Inwiefern?«

»Nur ein Beispiel: Die halbe Abteilung hält *dich* für lesbisch. Das ist doch auch lächerlich.«

Betty war Lottas beste Freundin, das stand außer Zweifel. Aber Betty war auch der Mensch, der ihr am meisten auf die Nerven ging, von Beinsteiner einmal abgesehen. Sie kannten sich seit dreizehn Jahren, und zwangsläufig hatten sich im Gefüge ihrer Freundschaft kleine Haarrisse gebildet, nicht anders, als es in langwierigen Ehen der Fall war. Es gab eine unübersehbare Liste von Dingen, die sie an Betty störten, und dazu gehörten ihre unablässigen Versuche, Konrad und die Gefühle, die sie für ihn empfand, in ein schlechtes Licht zu rücken. Oder die Neigung, sie zu bevormunden, wie vorhin mit dem Polizisten. Oder wenn sie den Mund offen stehen ließ wie ein Volksschulkind, das im Museum einen ausgestopften Bären bestaunte – wie gerade eben jetzt.

»Wer behauptet das?«

»Vergiss es. Dummer Bürotratsch. Vielleicht wegen der Sandalen?« Lotta bereute bereits, dass sie sich den *dummen Bürotratsch* eben selbst ausgedacht hatte, und hielt ihr als Versöhnungsangebot die zweite Margarita hin. »Mach dir nichts draus.«

Betty fluchte leise vor sich hin, während sie zweifellos die Kollegenschaft vor ihrem geistigen Auge aufmarschieren ließ. »Du hast recht. Alle viel zu bescheuert, um sich auch nur eine Sekunde aufzuregen.«

»Was anderes. Würdest du mit mir im Herbst nach New York fliegen?«

Es war ein Vorschlag ins Blaue hinein, mit dem sie ihre

kleine Intrige wiedergutmachen wollte. Gleich würde sie Betty von ihrem Gewinn erzählen und sie – selbstverständlich – auf den Trip einladen. Aber die legte nur die Stirn in Falten und schüttelte ihren Pferdeschwanz, als wäre Lotta endgültig verrückt geworden. Genauso hatte sie damals geglottzt, als Lotta ihr gestand, die gesamte Oberstufe ein Foto von Gregory Peck in ihrem Portemonnaie herumgetragen zu haben. Oder als sie auf Kreta mit einem ausgemergelten Chihuahua im Hotelzimmer auftauchte und darauf beharrte, ihn auszufliegen, was leider am griechischen Seuchenschutzgesetz gescheitert war.

»Was gibt es an New York auszusetzen?«

»Ach, Lotta.«

»Oder Paris? Mein Gott, wir haben doch noch nichts gesehen von der Welt!«

»Deine Küche?«, platzte Betty heraus. »Sie ist noch nicht mal abbezahlt.«

»Könntest du dein Controllerhirn bitte eine Margarita lang runterfahren?«

Lotta dachte an Bettys Bausparvertrag, ihre ausgeklügelte Lebensversicherung und daran, wie ihr kleines Leben Monat für Monat schwarze Zahlen schrieb. Wenn man sie nachts um drei aus dem Schlaf riss, hätte sie aus dem Stand ihren aktuellen Pensionsanspruch herbeten können.

»Wir haben nur ein Leben, und dafür leben wir eigentlich viel zu wenig.«

»Soso.« Betty stellte den Cocktail ab, als wäre es ein Bierkrug. Was jetzt drohte, war ein Plädoyer für die Vernünftigkeit. »Frag mal Herrn Zacherl, ob er das auch so sieht.«

Zacherl war Lottas Bankbetreuer, aber diesmal prallte Bettys Trumpfkarte an Lottas Lächeln ab. »Weißt du was? Drauf geschissen. Ich fliege! Zur Not auch ohne dich.«

Plötzlich sah sie ganz klar vor sich, wie sie die unvernünftigen Dinge, vor denen ihre Freundin sie unentwegt warnte, in

die Praxis umsetzen würde. Was gerade noch ein schemenhaftes Traumbild auf der Sollseite ihres Lebens gewesen war, verfestigte sich dank Betty zu einem Plan.

»Manchmal frage ich mich, ob du den richtigen Job hast.« Betty sog die letzten Tropfen aus dem Tulpenglas. »Vielleicht solltest du lieber auf Hotelerin umsatteln.«

Nun, das fragte Lotta sich in der Tat. Sie fragte sich sogar, ob Betty die passende Freundin war, unter den veränderten Umständen. Und sie beschloss, den Lottogewinn noch eine Weile für sich zu behalten.

Aber er hatte ihr bereits geholfen. Plötzlich sah sie wie durch ein Teleskop in die eigene Zukunft. Sie hatte es so satt, mittelmäßig zu sein. Sie war begierig, die Arme auszustrecken und abzuheben – auch wenn sie dafür Ballast abwerfen musste.

»Noch einen?«, fragte Betty ohne Nachdruck, und als Lotta den Kopf schüttelte, wussten beide, dass die Stimmung gekippt war.

*Zur Not auch ohne dich.* Plötzlich fühlte Lotta sich von allem abgeschnitten. Schließlich war Betty nicht nur ihre beste, sondern auch ihre einzige Freundin. Sie hatte keine Geschwister, ihren Vater kannte sie nur von einer zerknitterten Fotografie, und die Mutter würde großzügig darüber hinwegsehen, dass sie seit drei Jahren zerstritten waren, und sie anpumpen, sobald sie von dem Geld Wind bekam.

Die Verabschiedung fiel nicht besonders herzlich aus. Nach einem flüchtigen Wangenkuss unter dem violetten Licht der Neonbuchstaben trennten sie sich. Ein unförmiger Schatten, der sich wie von Zauberhand exakt halbierte. Kein Wunder, dass manche Kollegen Mühe hatten, sie auseinanderzuhalten.

Wie abgemacht saß Cemil Adem kurz vor drei auf einer der grünen Bänke. Er trug den Anzug vom Vortag, dem diesmal ein fliederfarbenedes Hemd eine unternehmungslustige Note verlieh. Auf die Krawatte hatte er verzichtet. Als Gülcan sich eine Lücke im Strom der Autos zunutze machte, sprang er auf und breitete die Arme aus, was als Begrüßung völlig unangebracht war. Sie streckte die Rechte weit vor, und er schüttelte sie mit jener forschen Verbindlichkeit, die kleingewachsene Männer beim Grüßen gerne an den Tag legten. Wieder trug er die ausgetretenen Schuhe. Diesmal waren sie von einer feinen Staubschicht überzogen, als wäre er durch Sulukule oder Kadirga geschlendert.

»Was möchten Sie sehen?«, fragte Gülcan.

»Ich hatte gehofft, Sie haben ein Standardprogramm«, antwortete er. »Ich bin nicht wählerisch. Sie könnten mir den Topkapı-Palast zeigen. Oder vielleicht die blaue Moschee?«

»Keine gute Idee. Da stehen wir an einem Tag wie heute zwei Stunden in der Schlange.«

»Oder die Bäckerei, die diese Sirupkekse verkauft.«

»Warum nicht.«

»Das war ein Witz«, sagte er bescheiden.

»Tatsächlich?«, murmelte Gülcan und scharfte mit dem Turnschuh über das vertrocknete Unkraut zwischen den Betonplatten. »Kommen Sie, wir werden schon ein paar Sehenswürdigkeiten für Sie auftreiben.«

Mit der Bosphorusfähre fuhren sie hinüber auf das Goldene Horn, von wo ihnen breit wie ein Tennisfeld die rote Flagge mit dem Mondstern entgegenwehte. An der Reling lehnd, zeigte Gülcan ihm die Stadtteile: im Süden die Touristenviertel Sultanahmet und Sirkeci, wo kaum noch Türken wohnten.

Hier nahmen die meisten Stadtführungen ihren Ausgang. Rechts vom Bug erstreckte sich die Skyline des überheblichen Beşiktaş mit seinen Malls und Luxushotels. Daneben, halb verdeckt, die kariöse Dachlandschaft des schmutzigen Tarlabası, wo früher Griechen und Armenier, später Kurden und Roma lebten. Gülcan neigte dazu, jedem Viertel eine Seele, einen Charakter zuzuschreiben, als wären es gute Bekannte. Alle hatten ihre Macken. Manche mochte sie, manche konnte sie auf den Tod nicht ausstehen, und ein oder zwei waren wie die Brüder, die sie nie gehabt hatte.

Viel weiter konnte man an diesem dunstigen Tag nicht sehen, der Blick verlor sich in den lichtblauen Hügeln der Satellitenstädte, hinter denen noch andere Hügel voller Wohntürme lagen, die ein Heer von Bauarbeitern für die Zuzügler unaufhörlich aus dem Boden stampfte. Alle kamen sie aus Anatolien, und gemeinsam halfen sie der Stadt, sich noch tiefer in das Umland hineinzufressen.

Von der Anlegestelle aus wanderten sie zu Fuß bis zur Alemdar Mahallesi. Gülcan hatte sich für die Cisterna Basilica entschieden. Es war ein heißer Tag, und in den unterirdischen Hallen würden sie wenigstens nicht ins Schwitzen geraten. Sie ließen die Buden der Händler links liegen, denn weder der Thymianduft, der von den Gewürzbergen des Ägyptischen Basars herüberzog, noch die Schwaden aus den Wasserpfeifencafés schienen ihn zu beeindrucken. Gülcan hingegen sog diese Gerüche begierig in sich auf. Genauso wenig imponierten ihm die Stände der Obst- und Gemüsehändler, die ihre Waren zu Pyramiden schichteten, die mindestens zweimal pro Tag unter großem Geheul einzustürzen hatten. Sie stiegen über den zweifelhaften Unrat hinweg, der sich an den Rändern jedes Bazars bildete, über zerkaute Sonnenblumenschalen und verwehte Zeitungen, die sich in den Rinnsteinen vollsogen und dann die Abflüsse verstopften, die den fauligen Gestank toter Fische

ausatmeten. Das Kreischen einer Straßenbahn dröhnte in den Ohren und brachte das Geschrei der Händler zum Verstummen. Kurz lag die Ahnung eines Unfalls in der Luft, und Cemil Adem reckte neugierig seinen Frettchenhals, aber niemand war zu Schaden gekommen. Aus einer Seitenstraße quoll eine Staubwolke – ein Heer von Bulldozern zerkaute die Reste eines Straßenzuges. Ruinen aus Rost und Mauerwerk, von denen der bunte Putz eines vergangenen Jahrhunderts blätterte.

»Der türkische Aufschwung!«, sagte er anerkennend.

»Der Aufschwung ist für viele ein Abschwung. Die alten Mieter werden sich die neuen Häuser nicht mehr leisten können«, sagte Gülcan. »Es geht immer auch etwas verloren, wenn die Bagger kommen.«

»Natürlich geht was verloren«, entgegnete er. »Der Schmutz und der Gestank.«

»Glauben Sie nicht, dass es eine Form von Schmutz gibt, die der Tourist gerne in Kauf nimmt? Gerüche machen eine Stadt doch erst lebendig. Sie sind gewissermaßen Sehenswürdigkeiten für die Nase.«

»Geruchswürdigkeiten?«, scherzte er und stieg vorsichtig über ein rotes Rinnsal hinweg, das aus einem lecken Eimer mit Schlachtabfällen austrat, der weiter vorne an einer Bude lehnte. Von der Flüssigkeit, die sich am Straßenrand mit dem brackigen Regenwasser und dem allgegenwärtigen Taubenkot mischte, ging ein scharfer Kloakengeruch aus, der beide dazu veranlasste, ein paar Schritte lang die Luft anzuhalten.

»In Salzburg wären solche Zustände undenkbar«, sagte er, als er den Mund wieder aufmachte. »Dort kann man überall von der Straße essen.«

»Wir bevorzugen Teller«, sagte Gülcan und lenkte ihre Schritte nach links.

Die Zisterne, die im Volksmund *Versunkener Palast* hieß, war von außen unsichtbar. Ihr Eingang war in einem schlichten

einstöckigen Häuschen untergebracht. Er bezahlte die Eintrittskarten und folgte ihr die Treppe hinab. Unten angekommen, schob er sich die Sonnenbrille ins Haar und rieb sich die Augen.

»Zwanzig Lira«, sagte er. »Damit konnte mein Großvater noch ein halbes Lamm bezahlen.«

»In der Spätantike diente das Wasser der Versorgung des kaiserlichen Haushalts«, antwortete Gülcan mit ihrer Fremdenführerinnenstimme. »Die dreihundertsechsdreißig Säulen sind jeweils acht Meter hoch.«

»Beachtlich«, sagte er und balancierte knapp hinter ihr über die hölzernen Stege.

»Trinkwasserqualität«, ergänzte Gülcan.

Er bückte sich und nahm mit der Handfläche etwas Wasser auf. Nachdem er daran gerochen hatte, trank er einen Schluck.

Als die Wasserfläche wieder glatt war, zeigte sie ihnen ihr Spiegelbild.

»Zwei anatolische Einzelkinder«, sagte er. »Das ist so unwahrscheinlich wie ein Lottogewinn, nicht wahr?«

»Ich hätte gerne einen Bruder gehabt«, gestand Gülcan.

»Und ich eine Schwester«, sagte Cemil. »Jemanden, den ich beschützen kann.«

Links und rechts spiegelte sich das bernsteinfarbene Licht der Lampen. Der Schein drang weich ins dunkle Wasser vor, durch das ab und zu ein Schatten huschte.

»Ich glaube, ich habe einen Fisch gesehen.«

»Es sind Karpfen«, sagte Gülcan. »Sie fühlen sich in den achtzigtausend Kubikmetern Wasser angeblich sehr wohl.«

Er legte den Kopf in den Nacken und ließ seinen Blick über die Gewölberippen wandern, die sich nach und nach aus der Dunkelheit schälten. Ihre Augen hatten sich nun an das Dämmerlicht gewöhnt. »Wirklich sehr angenehm hier«, sagte er. »Die kühlsche Sehenswürdigkeit Istanbuls.«

Eine Touristengruppe wollte an ihnen vorbei, und Gülcan zog ihn am Ärmel zur Seite. Es war das erste Mal, dass sie ihn aus eigenem Antrieb berührte. Er trat zurück und las ein Schild an der Wand. »Tatsächlich. Dreihundertsechunddreißig Säulen.«

»Was haben Sie geglaubt? Dass ich Sie anlüge?«

Er lachte. Alles an ihr schien ihn zu belustigen. »Ihre Verwandten sagten, Sie wären sehr intelligent. Und sie haben recht.«

Wortlos zuckte sie mit den Schultern. Er schien sich seiner Sache ziemlich sicher zu sein. Zu sicher.

»Interessieren Sie sich überhaupt für alte Gebäude?«

»Ich würde gerne mehr Zeit für solche Streifzüge haben. Sicher gibt es auch in Österreich einige Kunstschätze, aber der Tag hat auch dort nur vierundzwanzig Stunden. – Was ist das hier?« Er zeigte auf eine Säule mit verschlungenen Reliefmustern, die mit grünen Algen überzogen war, tropfenförmige Gebilde, aus deren Mitte ihn jeweils ein Auge anstarrte.

»Die Tränensäule«, sagte Gülcan. »Sie erinnert an die Sklaven, die beim Bau der Zisterne ums Leben gekommen sind. Heute ist sie ein Glücksbringer. Achten Sie bitte auf meine Hand.« Gülcan legte ihren Daumen in ein kleines Loch und drehte die Hand mit ausgestreckten Fingern um hundertachtzig Grad. »Wer die Drehung schafft, ohne abzusetzen, dem wird nach der Legende ein Wunsch erfüllt.«

»Was haben Sie sich gewünscht?«

»Nichts. Ich bin nicht abergläubisch.«

»Dann werde ich es an Ihrer Stelle tun«, sagte er und schloss die Augen. Danach sah er Gülcan bedeutungsvoll an.

»Gehen wir weiter?«, fragte sie.

Er trocknete sich die Hand mit einem Taschentuch. »Ich wollte Sie noch etwas fragen: Ist es nicht seltsam, dass man in diesen alten Räumen immer flüstert?«

»Vielleicht flößen Ihnen die alten Römer Respekt ein.«

»Man betritt eine untergegangene Kultur«, erwiderte er voller Scharfsinn. »Dieser Ort ist weder osmanisch noch türkisch, aber er erinnert uns daran, dass alles, was entsteht, irgendwann untergehen muss.«

Sie sah ihn von der Seite an. Womöglich hatte er recht. Wenn sie mit der Klasse unterwegs waren, gab es diese Orte, an denen das Schülergeschwätz, das draußen endlos dahinplätscherte, sofort versiegte; als legten einem die alten Steine einen Zwang auf. Orhan Pamuk hatte von der Melancholie geschrieben, die in Istanbul von den Überresten großer Zeiten ausging, aber bislang hatte sie niemanden getroffen, mit dem sie über solche Dinge hätte reden können.

»Finden Sie nicht, dass man sich an ewigen Orten wie diesem immer groß und wichtig fühlt?« Er presste seine Hand gegen eine der Säulen. »Als wäre es einem gelungen, der Sterblichkeit vorübergehend zu entkommen.«

»Vielleicht weiß ich, was Sie meinen«, sagte Gülcan.

»Es liegt etwas in der Luft.« Er schnupperte tatsächlich an den Steinen. »Eine Aura. Wie über einem Friedhof oder einer alten Moschee. Schade jedenfalls, dass man diese wunderbare Erfahrung den Touristen überlässt. Ich wette, die meisten Istanbuler kriegen diesen Wasserpalast zeit ihres Lebens nie zu Gesicht.«

»Überlegen Sie mal«, sagte Gülcan. »Vierzehn Millionen Besucher würden den Zauber der Zisterne schnell ruinieren. Man zahlt die zehn Lira ja auch, um der Stadt da oben auf ein halbes Stündchen zu entkommen.«

»Jedenfalls bin ich froh, mit Ihnen hier zu sein.«

Sie ging etwas schneller. Er stand offensichtlich knapp davor, nach ihrer Hand zu greifen.

»Tja. Viel mehr gibt es hier leider nicht zu sehen. Wir sollten langsam wieder nach oben.«

»Darf ich Sie als kleines Dankeschön auf einen Imbiss einladen?«

Eine gute Viertelstunde später saßen sie in der Restauration am Ausgang der Zisterne. Gülcan wählte einen Salat und einen Fruchtsaft, Cemil Adem bestellte zu seinen Meze ein kleines Bier. Keine zwei Sekunden überflog er die Speisekarte, dann klappte er sie mit lautem Knall zu und riss den Kellner aus seinem Dämmer Schlaf. Hier oben funktionierte er prompt und zweckmäßig; ein Mann, der nach vorne sah und für den Zeit in erster Linie Geld bedeutete. Vielleicht hatte er ja deswegen keinen Blick für seine eigenen Schuhe. Während er kaute, erkundigte er sich nach weiteren historischen Gebäuden, als wäre abgemacht, dass dieser Tag irgendwann eine Fortsetzung fände. Gülcan gab bereitwillig Auskunft. Immerhin war die Atmosphäre weniger verkrampft als am Vortag. Über Dinge zu reden, die sie so gut kannte, nahm ihr nicht nur die Scheu, sondern setzte auch ein Glücksgefühl frei, das sie immer überkam, wenn sie ihr Wissen weitergeben konnte. Es war offensichtlich, dass er nicht das Geringste über Istanbul wusste, aber er tat wissbegierig und hörte zu. Er meinte auch, dass der heutige Tag ihn mit einigem Stolz erfülle, Türke zu sein. Gelegentlich wiederholte er die Namen der Sehenswürdigkeiten wie Vokabel einer fremden Sprache. Er war ein Mann, der seine bisherige Lebenszeit darauf verwendet hatte, sich hochzuarbeiten, und es wäre überheblich gewesen, ihn aufgrund dieses Umstandes geringzuschätzen.